

LITERATUR

Mütterchen Israel

Mitten in Jerusalem ist ein Linienbus in die Luft geflogen, nicht der erste und nicht der letzte. Zu den zerfetzten Opfern zählen, neben dem Attentäter, eine Großmutter mit ihrem Enkel, ein philippinisches Dienstmädchen, eine Touristin aus Frankreich, ein reicher arabischer Bauunternehmer mit israelischem Pass, eine Mutter mit ihren beiden jüngsten Kindern sowie ein Soldat namens Eli, der, seine MP auf den Knien, unterwegs zum Sabbat bei seiner Mutter war. Wer führt hier Krieg gegen wen und im Namen welchen Gottes? Von Verlustschmerz und Trauerarbeit dieser Mutter erzählt Gilles Roziers Roman „Abrahams Sohn“, von der demütigen, gottesfürchtigen Sharon, die von ihrem Mann verstoßen wurde, weil sie nach dem Erstgeborenen keine weiteren Kinder in die Welt gesetzt hat, und nun als Köchin in einem Altersheim arbeitet. Elis Vater, unbeugsam in der Ablehnung des „gottlosen“ Staates Israel, missbilligte,



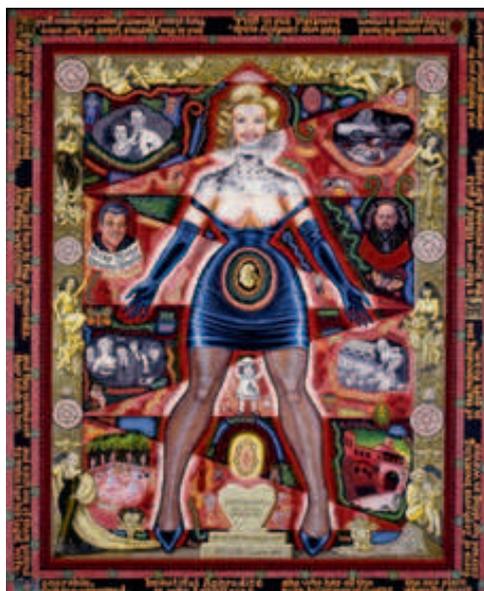
dass der Junge diesem Staat als Soldat diente, und erscheint nun auch nicht zu dessen Begräbnis und Totenwache. Roziers Roman, der gewissermaßen im dunklen Herzen Israels spielt, im Milieu der chassidisch geprägten Orthodoxen, stammt nicht aus Israel. Wer streng orthodox ist, schreibt keine Romane und liest keine; das macht dieses Buch zu einem sonderbaren und besonderen Zeugnis zuneigungsvoller Einfühlung. Der französische Autor Gilles Rozier, 44, ist ein herausragender Kenner der jiddischen Literatur und Kultur; sein Interesse als Erzähler zielt nicht auf das Alltägliche, sondern auf das Exemplarische, auf den Versuch seiner Heldin Sharon, im Widerspruch zwischen religiöser Utopie und politischer Realität (der ihrem Sohn das Leben gekostet hat) ihrem Gott, wie sie ihn versteht, treu zu bleiben. Sharon will nach Ablauf des Trauerjahrs noch einmal ein Kind bekommen, doch ohne sich wieder einem Mann zu unterwerfen – und es gelingt ihr, in aller Gottgefälligkeit, aber dazu braucht es ein wenig Wunschenken und ein bisschen Schönrederei des Autors.

Gilles Rozier: „Abrahams Sohn“. Aus dem Französischen von Claudia Steinitz. DuMont Literatur und Kunst Verlag, Köln; 160 Seiten; 19,90 Euro.

AUSSTELLUNGEN

Böse Bilder

Für Joe Coleman sind Frauen wie die einstige Leinwandverführerin Jayne Mansfield oder das vor kurzem verstorbene Starlet Anna Nicole Smith Märtyrerinnen, denen er einfach ein künstlerisches Denkmal setzen muss. Doch auch Serienkiller und Sektenführer treiben sich auf seinen Bildern moderner Höllen herum. Der Amerikaner Coleman, 51, als Illustrator und Maler ein Autodidakt, wird oft mit Hieronymus Bosch verglichen. Stilistisch erinnert er zwar eher an Comiczeichner der siebziger Jahre. Aber ähnlich wie den mittelalterlichen Maler Bosch faszinieren ihn Abgründe aller Art. Er selbst fiel schon als Kind auf, weil er regelmäßig Feuer legte und gern mit blutroter Farbe zeichnete. Später lenkte er sich mit Hilfe von Drogen ab, seine Bilder blieben eigenwillig – und mit ihnen fand er den Einstieg in die Kunstszene. Zurzeit widmen ihm die Kunst-Werke in Berlin eine Ausstellung (bis 19. August). In seiner Heimat hat er längst exklusive Fans: Der Regisseur Jim Jarmusch ist einer seiner ältesten Bewunderer, der Hollywood-Veteran (und Künstlerkollege) Dennis Hopper war bei Colemans jüngster Hochzeit zu Gast. Auch der Schauspieler Leonardo DiCaprio gehört zu denen, die seine bösen Bilder kaufen – und so gleich selbst ein wenig verruchter wirken.



Coleman-Werk „The Pink Goddess“ (1997)

THE CARTIN COLLECTION, HARTFORD, CONNECTICUT